

Der Kakadu.

Erzählung von Anna Croissant-Rust.

„Gerr Guller!“ Frida war ganz blaß geworden, und er hätte am liebsten mit Messer geängelt, ob sie sich auch wie er über die prüde alte Jungfer mokiere, aber er schämte sich dessen auf einmal, er wußte zwar nicht recht weshalb, er schämte sich einfach. „Schuldigen Sie, Frida! Ich glaube, ich bin nicht ganz zurechnungsfähig; ich habe zu viel Wein getrunken. Das verträge ich nie, das macht mich rabiat; es ist besser, ich gehe jetzt. Nur müssen Sie mir prompt sagen, daß Sie mir nicht böse sind, ich weiß zwar nicht mehr, warum Sie mir böse sein sollten, ich bin nämlich wirt im Kopf, oder so — aber es ist mir, als hätte ich Ihnen etwas abzubitten — so oder so.“

Während Rest Licht holte, um ihn hinterzuleuchten, blieb er zwar etwas wacklig, aber sehr schuldbehaftet vor Frida stehen. Er schämte sich vor ihr, obwohl sie ihm „grandios“ lächerlich vorkam. Er war falsch gegen sie gewesen, keine Frage, und das Rest war auch falsch. Sie waren einfach Plebejer und Frida von einer anderen Klasse. Lächerlich prüde, ein verrupfter, verzupfter Kakadu — und doch, er bettete förmlich: „Ich kann nicht gehen, bis Sie mir sagen, daß Sie mir verziehen haben. Was und weshalb und wodurch weiß ich nicht mehr, aber schimpfen Sie, zanken Sie, nur seien Sie wieder gut!“

„Ich bin ja gut!“

Unsicher bückte sich Guller über ihre Hand, drückte sie fest an die Lippen, sah ihr nochmals in die Augen, ganz erschaut, daß sie voll Tränen standen, schüttelte, ein wenig aus der Fassung gebracht, den Kopf, küßelte hierauf lieblosend ihre Hand: „Lieb sein, gut sein, lieb sein, gut sein“ murmelnd. Er war nicht ganz sicher beim Hinuntergehen; auch fladerte das Rest, ungnädiger Laune wie sie schien, mit dem Licht hin und her, daß er fast die Stufen nicht gefunden und über die Treppe hinabgestürzt wäre. Sie warf ihm noch ein ungnädiges: „Schlafen's wohl!“ nach, während sie die Treppe hinaufkrannte.

Frida stand noch auf demselben Fleck wie vorher; sie schloß Rest fest und lang in die Arme und küßte sie.

„Jetzt kann ich Dir erst richtig „Grüß Gott“ sagen, liebes Kind. Hab mich ein wenig lieb, so wird es sehr schön werden bei uns. Ich hab' Dich ja gern, das weißt Du, und ich hoffe, es wird Dich nicht reuen —“

„Aber Fräulein von Klausnik! Ich bitt' Sie! Keine Spurr! Sie wissen es ja selbst, wie's bei uns ist. Die Mutter! Herr! Grausen tut mir vor ihr! Wenn sie mich nur ver-kuppeln könnt', an den, den sie ausgesucht hat.“

„Komm, setz Dich zu mir und erzähle. Oder bist Du müde? Dann können wir auch zu Bett gehen.“

Nein, sie war nicht müde; das kannte sie überhaupt nicht. Aber was sollte sie erzählen? Zu Hause war eben immer derselbe Tanz, und jetzt gerade war es noch ärger. Rest stockte — besser sie sagte gleich alles, was sie auf dem Herzen hatte.

„Warum ärger?“ Frida nahm sie bei der Hand. „Mir kannst Du alles sagen, ich bin Dir wie eine —“ beinahe hätte sie „Mutter“ gesagt, bekam sich einen Augenblick und sagte: „wie eine Freundin!“

„Ich trau' mich nicht!“

„Oh, geh! Sag auch nicht immer Fräulein von Klausnik, heiß mich Frida.“

„Sie sind so gut! Wissen Sie, die Mutter, ich hab's ja schon gesagt, hat einen für mich, der viel Geld hat und mich gleich heiraten würde. Ich mag ihn aber nicht —“

„Weil Du einen anderen gern hast! Hab' ich mir gleich gedacht. Will der Dich auch heiraten?“

Rest nickte eisrig: „Darf ich ihn einmal bringen?“

„Gewiß, das mußt Du sogar. Schau, schau, hat sich das Kind selbst einen gesucht!“ Sie streichelte Rest die Backen: „Und lieb hat sie ihn arg? Oh, Du Glückliche! Ich will alles für Dich tun, was ich kann, aber Du mußt ganz offen sein und mir alles sagen, kein Geheimnis vor mir haben. So, jetzt bin ich bernbiat, nun gehen wir zu Bett.“

Am nächsten Morgen wollte Frida ihr neues Pflegekind dem Hausherrn anmelden. Sie war schlechter Laune, denn sie hatte die halbe Nacht nicht schlafen können. Der Sulphterich war wieder einmal betrunken nach Hause gekommen, hatte fürchterlichen Madau auf der Treppe gemacht, mit seiner Frau trakehlt, die Türen zugeschlagen und zuletzt scheinbar alles kurz und klein geschlagen. Guller mußte sich eingemischt und geschimpft haben, die Frau weinte und Rest fand das alles scheinbar sehr komisch, denn sie wäre am liebsten aus dem Bett gesprungen, um zu sehen, was los sei, so neugierig war sie.

Frida hatte gute Lust, den nächtlichen Skandal dem Hausherrn zu berichten, doch hielt sie der Gedanke an die Sulphteride mit ihren stieren Augen davon ab. Vielleicht schlug dann der Mann in der Wut dies arme, stumpfe, gleichmütige Weib erst recht.

Der Bengel, der Frida den Namen „Kakadu“ aufgebildet hatte, öffnete. Er ließ sie draußen stehen, riß drinnen eine Tür auf und schrie aus vollem Halse:

„Bapa, Bapa! Der Kakadu ist eben angeflogen gekommen. Draußen wartet er!“

Der Vater kam nach einiger Zeit selbst und hat sie mit aller Würde, in sein Arbeitszimmer einzutreten. Er war verbindlich mit einer gewissen herablassenden Mitleidlichkeit, die nicht frei von Strenge war. Der „mächtige Pascha“ nannte ihn Guller.

„Was wünschen Sie, Fräulein von Klausnik?“

„Ich habe ein junges Mädchen zu mir genommen und möchte sie bei Ihnen anmelden. Sie haben nichts dagegen?“

Er betrachtete angelegentlich seinen dicken Smurnateppich. „Die Eltern wissen darum?“

„Das junge Mädchen hat irgendeine Stellung?“

„Gewiß.“

„Ist bei —?“

„Bei Weidner.“

„Danke, ich habe natürlich nichts einzuwenden, empfehle mich, mein Fräulein.“

Er hatte freilich nichts einzuwenden. Befagtes Fräulein gefiel ihm sogar über alle Maßen auf, und er war Frauenkenner! Zu seinem Freunde, dem Hauptmann im zweiten Stock, sagte er in aller Vertraulichkeit: „Nun ist's aber faktisch ein Maritatenkasten drüber, denn die haben eine Schönheit, eine Schönheit sag' ich Dir! Rah' nur auf, wenn das Geschäft aus ist und sie kommt. Du wirst Augen machen!“

Es regnete. Ein milder, warmer Mairegen nach heißen, sonnigen Tagen, ein Regen, bei dem die Erde zu dampfen schien und die jungen Blätter grüner, immer grüner wurden. Es sah aus, als wolle die Sonne jeden Augenblick durchkommen, so weiß und leicht war der Himmel; doch regnete es sachte weiter, nun schon den zweiten Tag.

Frida sah am offenen Fenster und sticte. Endlich wieder ein Tag, an dem sie mit Eifer arbeiten konnte! Sie war unverantwortlich leichtsinnig und faul gewesen, seit Guller mit ihr verkehrte. War er des Abends da, so sticte sie wohl, das heißt sie hielt ihre Arbeit in der Hand und tat mechanisch ein paar Stiche. Sie hörte zu begierig zu, sie hatte zu viel in sich aufzunehmen. Alles was er sprach und was er las, war für sie aus einer anderen Welt, aus einer, die sie nun kennen lernen wollte, um jeden Preis.

Nun kam der Termin der Arbeitsablieferung, sie war sehr im Rückstand geblieben und sticte ohne Unterbrechung. Es war ihr eine ganze Lust, daß es so schnell ging und sie sumimte vor sich hin: „Achern Garten, durch die Lüfte, hör' ich Wandervogel ziehn.“

Wie lange habe sie wohl nicht mehr gesungen? Ganz leicht war's ihr heute zumut, wenn auch nicht ruhig, nicht friedlich. Es war ein Drängen und Sehnen, ein wunderliches, bebendes Zusammenfassenvollen all dieser unklaren, immer wieder fliehenden Gedanken, eine kleine, beinahe süße, zitternde Angst, sie nicht festhalten zu können.

Sie hörte auf mit Singen und wurde sich jetzt erst wirklich bewußt, daß sie laut und hell gesungen hatte.

Da sackte sie halb verlegen, halb beunruhigt vor sich hin und strich sich nachdenklich über die Haare. Dann stand sie auf, langsam, träg wie im Traum stellte sie sich vor den

Spiegel. Ihr Mund lachte nicht, aber sie sah heiter aus; ihre Augen suchten ihr Spiegelbild und doch tat sie das nur mechanisch, nur nebenbei. Ihre Gedanken waren durch etwas anderes gefesselt, aber durch etwas, was mit ihrem Spiegelbild in Zusammenhang stand. Sie zupfte ein paar der braunen gekrausten Haare in die Stirn und fuhr mit dem Zeigefinger über ihre dichten Augenbrauen, aber so oft, daß sie unwillkürlich noch wissen konnte, was sie tat, dann kamen wieder ein paar Takte des Liedes: „Sie ist meine, sie ist mein.“ Nun war sie plötzlich wach. Außer dem feinen Säusen des Regens auf den Blättern hatte sie noch einen Ton gehört wie das Knirischen des Kieses, Resl sollte zurückkommen. Sie horchte. Sie hatte wohl das Doffnen und Schließen der Haustür gehört, aber keinen Tritt auf der Treppe und Resl mochte sich sonst sehr bemerklich, sie war schwer und faul genug.

Hörte sie nicht ein hastiges Gespräch, ein Geflüster und Gewisper unten im Gang? Huller war zu Hause, sie wußte es. In diesem Augenblick gab's ihr einen Stich, das Blut stieg ihr zu Kopf, sie riß die Tür auf — richtig, Resl. Sie kam gleichmütig die Treppe herauf, rot und heiter, und gerade drückte sich Huller ins Atelier.

„Hast Du mit ihm gesprochen?“

Frida hatte ihre Stimme nicht in der Gewalt. Halb mürrisch, halb erkannt, erwiderte Resl:

„Er will heute abend kommen, aber wir sollen noch Antwort sagen.“

„So geh doch, geh! Er soll kommen,“ drängte sie Resl fort.

Sie war ganz verwirrt. Als Resl gegangen war, verfolgte sie ihre Schritte die Treppe hinunter; sowie sie seine Stimme und die ihre hörte, war sie sich mit einemmal klar, was mit ihr sei. Sie liebte Huller und sie war eifersüchtig auf Resl.

Es war ihr nun unerträglich, zu denken, daß Huller im Augenblick kommen könne; sie wollte Resl zurückrufen, blieb aber steif stehen und starrte die Türklinte an. Ganz deutlich hörte sie den leisen Tropfenfall draußen, er tat ihr weh. Sie hätte schreien mögen vor Erregung und erwartete die beiden voller Angst.

(Fortf. folgt.)

Balzac.

Zu Ehren des großen Schriftstellers hat die preussische Staatsanwaltschaft soeben eine ihrer kleinen Feiern veranstaltet: sie hat seine drolligen Erzählungen konzertiert.

Er war einer der größten Phantasiemenschen und einer der leidenschaftlichsten Sinnesmenschen, die die Erde je getragen. Eine überschwärmende Animalität und eine schrankenlose Einbildungskraft beherrschten ihn und schafften in ihm einen Machttraum der Weltbeherrschung von napoleonischer Größe. Die Bedingung aller Macht aber ist das gleichende Gold. Die blinkende Chimäre ist der Herr des Erdballs, und neben ihr die Liebe, die tolle säussliche Sinnengier. „Die Prostitution und der Diebstahl sind die Herren des Erdballs“, steht unter einer Radierung von Félicien Rops, die auf der Weltkugel eine Straßendirne und einen Kerl mit einer gemeinen Galgenphysiognomie aufammengekluppt zeigt. Diese beiden Embleme stehen auch über dem Weltbild, das das Werk des Honoré de Balzac darstellt.

Man muß das Leben Balzacs kennen, um sein Werk ganz zu begreifen. Gold! Gold! Das war sein frühestes Gedanke; in ihm sah er das Mittel, das ihm die Türen zur Welt aufschließen sollte. Als junger Mensch sah er in seinem Heimatort und schrieb Schundromane, um den roten Strom auf sich hinzulenken, der ihm die Bewegungsfreiheit geben sollte. Als es mit der Feder nicht gelingen wollte, versuchte er es mit Unternehmungen. Er wurde Verleger, Drucker, Schriftgießer; aber er stürzte sich mit diesen praktischen Versuchen in Schulden, an denen er sein ganzes Leben zu tragen hatte. All seine Verühmtheit, all seine Mienenhonorare konnten diese Last nicht von ihm wägen. In die hundert Werke schrieb er in zwanzig Jahren. Wochenlang schloß er sich ein und arbeitete in seiner weißen Mönchskutte Tag und Nacht; peitschte seine Nerven mit starkem Kaffee auf und bannte die wilden Gestalten seiner Machtphantasien aufs Papier: die unbedenklichen Geldmänner; die großen Kartisänen; die kolossalen Verbrecher und alle die, die das Goldfieber toll gemacht hat. Er schuf eine Naturgeschichte der menschlichen Leidenschaften, wie sie seit Shakespeare nicht mehr dagewesen; fürchtbar, von allen Weisheit der Hölle getrieben. Dazwischen fastete er Pläne, wie der der Ausbeutung verachteter Silberbergwerke auf Sizilien; und all diese Dinge, die er mit der ganzen Kraft des Visionärs erschafte; die ihm nicht Einbildung, sondern Wahrheit waren, wurden sein Leben. Aber er ächzte unter seinen Schulden, bis er darunter

zusammenbrach. Mit fünfzig Jahren war dieser Gigant, den einer „einen lachenden Eber“ nannte, aufgebraucht.

Balzac ist der erste, der die Geschichte der neuen Zeit zu schreiben versuchte; das Epos des Geschäftsjahrhunderts mit seiner wahnsinnigen Erwerbs- und Erfolgshag. Er hat das einheitliche Gesetz der Dinge erfasst und will es in seinen Romanen, die er als ein Einheitliches unter dem Titel der „menschlichen Komödie“ plant, verkörpern. Er sieht die wilden, tierischen Triebe in den Menschen, den Macht- und Sinneshunger, wie er sich in einer Zeit offenbart, in Verhältnissen, deren hervorleuchtendes Stigma die materielle Erfolgsgier ist. Wie ein Naturforscher betrachtet er die Individuen, wie sie in diesem Milieu, dem sie entstammen und dem sie eingefügt sind, sich bilden mußten. Es ist ein wüster korbantijäger Meigen von Instinkten und Leidenschaften, der sich rastlos um das goldene Kalb dreht. Seine Phantasie jagt er hinter diesen Dingen her, und mit wuchtigen Meißelschlägen haut er aus dem Vlod der Sprache die Gestalten heraus, die ihm als die schicksalsmäßigen Träger des Gedankens erscheinen. Er zeigt die großen Verbrecher wie Vautrin, den Geizigen Grandet, den von seinen Töchtern ausgebeteten Goriot, den Bucherer Gobseck; er zeigt sie in ihrem Innersten, wie sie werden mußten. Das Gold ist hier an Stelle des metaphysischen Schicksalsgedankens getreten; das Gold ist Schicksalsmacht, die das Leben prägt; das Kraft entzündet und Kräfte vernichtet.

Sein Werk hat etwas Ungesüßes, gigantisch Unbehagendes. Sein Stil ist schwer und überladen. Im Grunde kann er nicht schreiben, und das Wort, das man in seinen Vätern im wahren Sinne des Wortes schmökern müßte, ist gar nicht so falsch. Aber er hat eine Gigantenwelt geschaffen in den Bänden seiner soziologischen Epopöe; ein Phantasiestück und zugleich eine Zeitgeschichte von kolossalem Ausmaß, die mit ihrer flammenden Blut über den Zeiten stehen bleibt.

Neben dem großen Fresko seiner menschlichen Komödie ragt niedriger das Buch der „Drolligen Erzählungen“, trotzdem man zu ihm lieber greifen mag, um sich zu unterhalten, als zu dem Romanwerk, das sich nicht so leicht bewältigen läßt. Es sind dreißig meist sehr übermäßige Geschichten im Ton des Franz Nabelais, die der Dichter als Nebenarbeit, gewissermaßen zu seiner eigenen Unterhaltung, schrieb. In ihnen ist die ganze Derbheit und Sinnlichkeit dieses Temperamentes. Voccaccio ist zierlich ihnen gegenüber. Sie sind von einer Freude am Animalischen, die sich im konventionellen modernen Französisch sehr selten ausnehmen würde, weshalb Balzac sie auch in der Sprache des 16. Jahrhunderts niederschrieb und auch zeitlich ins Mittelalter einordnete. Aber dennoch sind die Geschichten von Franz des Ersten Verleistungen, die Späße des Pfarrers von Alzev-Andul und die jener Kommen, die ihrem Bischof ein sehr merkwürdiges Geschenk schiden, sowie die Erzählungen sonderbarer Liebesnächte köstlich und amüßant. Eine Perle ist die Geschichte von der lässlichen Sünde jener jungen Gräfin, die, an einen Greis verheiratet, sich während sie zu schlafen vorgibt, an einem jungen Ragen schablos hält. Ein Meisterwerk ist die Succubus-Novelle, die von den Verführungskünsten einer jungen Türkin berichtet. Das Stück „Freundestrene“ ist durch die Dramatisierung Kollmüllers („Der deutsche Graf“) bei uns bekannt.

Die „drolligen Erzählungen“ sind mehrfach ins Deutsche übertragen worden. Bedingungslos gut ist die Uebersetzung von Benno Müntzenauer, die der Insel-Verlag seiner großen Balzac-Ausgabe angefügt hat. Auch die von Paul Wiegler (R. Piper u. Co., München) verdient lobende Nennung, während die überdies unvollständige Ausgabe des Verlages Neues Leben (Willy Vorngräber) mit größter Vorsicht zu genießen ist. Ueber Balzac orientieren vorzüglich ein Essay von Hippolyte Taine in der Reihe der Insel-Bücher und einer von Wilh. Beigand im selben Verlag.

P. H.

Im Kosakendorf.

Von Maxim Gorki.

4)

„No! Und Du sagst immer, die Menschen seien seelengut! Nein, lieber Bruder, bei uns in Rußland wirds den Menschen sehr schwer gemacht, fromm und gut zu sein.“

Und plötzlich schwang er seine Beine nach der StraÙe hinüber, sprang ab und verschwand geräuschlos.

Der Durstige aus Penza war in einen unruhigen Schlaf verfallen, er warf sich auf seinem Lager hin und her, streckte die ungeschlachten Arme und Beine auf dem knisternden Stroh weit von sich und stöhnte und schnarchte abwechselnd. Aus dem Dunkel tönte das Geschnatter der Frauen, das trodene Schißel raschelte auf dem Dache, ab und zu erfolgte draußen ein Windstoß, und ein Baumzweig schlug gegen die Wand der Hütte. Wie leises Klagen und Trauern gah es durch die tiefschwarze, kernlose Nacht, deren Laute mehr und mehr verstummten. Dann schlug es zehn; die metallenen Klänge zerschmolzen gleichsam in der Finsternis, und es ward noch stiller, als ob alles Leben, vor dem lauten nächtlichen Schall erschreckend, sich in die unsichtbare Erde und den unsichtbaren Himmel geflüchtet hätte.

Zu sah am Fenster und schaute in das Dunkel hinaus, in dem die grauen Hütten des Dorfes wie in einer lauen schwarzen Flut

untertauchten; die Kirche war nicht mehr sichtbar, sie war schon ganz von der Finsternis verschlungen. Melancholische Gedanken über das täglich keine Menschenleben gingen mir durch den Sinn: wie das zusammenhanglose Spiel eines Betrunknen auf einer schlechten Harmonika kam es mir vor, wie ein schönes Lied, das ein tauber, stimmloser Sänger jämmerlich entstellte. Ein tiefer Seufzer entringt sich der Seele, und ein unwiderstehlicher Drang erfüllt sie, in zorniger Entrüstung wider alles Böse für die Menschenbrüder einzutreten, in flammender Liebe alles Lebende auf der Erde zu umfassen und die Herrlichkeit und Schönheit der Sonne zu preisen, die diese Erde mit ihren Strahlen umhüllt und sie liebevoll losend und befruchtend durch den unendlichen Weltraum entführt. Ermutigende Worte möchte ich den Menschen zurufen, daß sie die Köpfe höher tragen lernen, und wie von selbst formen sich im Stopfe jugendlich unbeholfene Reime:

„Daß alle wir in Glück und Freude wandeln,
Hat Mutter Erde uns hervorgebracht;
Um ihr zu Schmutz und Bieder zu gereichen,
Hat ihr die Sonn' uns zum Geschenk gemacht!
In diesem hellen, hohen Sountempel
Sind Götter wir und Priesterkraft zugleich.
Wir selber sind es, die das Leben wirken . . .“

Mitten aus dem Dunkel, aus jener Ecke, in die sich die beiden Frauen zurückgezogen haben, lönt wie ein ununterbrochen rieselndes Nadeln leises Geflüster an mein Ohr. Ich horche gespannt und suche die Worte zu verstehen und die Stimmen zu unterscheiden.

„So zeig's doch nicht, daß er Dir wehtut! . . .“ sagte fest und bestimmt die Frau aus Njäsän.

„Ja—a, wenn ich's nur ertragen könnte! . . .“ antwortet, sich schneuzend, mit nadelnder Stimme ihre Freundin.

„Du mußt Dich eben verstellen. Laß ihn ruhig schlagen und tu, als ob Du gar nichts fühltest, als ob's Dir sogar Spaß machte . . .“

„Dann schlägt er mich tot . . .“

„Lachen mußt Du dazu, recht freundlich mußt Du ihn anlächeln . . .“

„Man sieht, daß Du keine Schläge bekommen hast . . . Du weicht nicht, wie das tut . . .“

„Ich weiß es schon, meine Liebe! Auch ich habe Schläge bekommen, und nicht wenig. Hab' keine Angst, er wird Dich schon nicht totschlagen! . . .“

Jegendwo in der Ferne schlug dumpf ein Hund an, ichien einen Augenblick zu lauschen und brach dann in ein wütendes Wollen aus, auf das sogleich andere Hunde Antwort gaben. Wohl zwei Minuten lang hörte ich nichts von der Unterhaltung der Frauen, dann verstummten die Hunde, und das Geflüster der beiden rieselte weiter.

„Bergiß nicht, meine Liebe, daß die Männer es auch nicht leicht haben. Wir armen Leute haben es alle schwer im Leben, man muß aber so tun, als ob's einem leicht fiele . . .“

„Ach, du barnherzige Muttergottes! . . .“

Es macht sehr viel aus, daß die Frau immer ein freundliches Gesicht zeigt. Die Frau soll dem Manne, wie auch dem Liebhaber, die Mutter erscheinen. Versuch's nur mal; wirst sehen, daß er es sehr bald merkt! Und dann wird er vor den andern Männern prohen: „Ich hab' 'ne Frau.“ wird er sagen, „die ist immer so mild und freundlich, wie der Monat Mai — was ich auch mit ihr anstelle! Nichts bringt sie aus der Ruhe, wenn ich ihr selbst den Kopf abschlage . . .“

„Nein — wirklich?“

„Ja, was denn sonst? So ist nun mal das Leben, mein Töchterchen . . .“

Von der StraÙe her lassen sich unsichere Schritte vernehmen, deren Geräusch mich am Hören behindert. „Kennst Du den „Traum der Muttergottes?“ lönt es dann wieder leise.

„Nein . . .“

„Den mußt Du Dir mal erzählen lassen, die alten Weiber wissen ihn. Du kannst wohl nicht lesen?“

„Nein. Wie ist denn dieser Traum?“

„Hör' zu . . .“

Draußen vor dem Fenster läßt sich Konew's Stimme vernehmen: „Seid ihr's, meine Lieben?“ fragt er vorsichtig. „Nun, Gott sei Dank! Ich hab' mich nämlich verirrt, Bruder, hab' die Hunde rebellisch gemacht und beinahe Prügel gekriegt . . . Da, halt mal!“

Er reichte mir eine große Wassermelone und wälzte sich dann selbst schwerfällig durchs Fenster.

„Auch Brot hab' ich mitgebracht, einen ganzen großen Nanjt. Meinst vielleicht, ich hab's gestohlen? Gott bewahre! Warum soll ich stehlen, wenn ich's erbetteln kann? Ich versteh' mich darauf, weich an die Leute heranzukommen! Ich geh und sehe: in einem Hause ist Licht, und die Leute sitzen beim Abendbrot. Wo viele Leute sind, ist immer einer darunter, der ein gutes Herz hat . . . Na, und da hab' ich denn tüchtig geessen und getrunken und euch noch etwas mitgebracht . . . Gedo, ihr Weibchen!“

Sie antworteten nicht.

„Schlafen wohl schon, die Hurenlöchter? He, ihr da!“

„Was willst Du?“ fragte die Frau aus Njäsän trocken.

„Wollt ihr ein Stück Wassermelone?“

„Nein, wir danken.“

Konew schritt behutsam in der Richtung, aus der die Stimme kam, vorwärts.

„Oder ein Stück Brot?“ fragte er. „Weizenbrot, so weich und so süß . . . wie Du . . .“

Die andere bat im Tone einer Bettlerin

„Gib mir Brot . . .“

„Na also! Wo steht ihr denn?“

„Auch ein Stück Melone möcht' ich haben . . .“

„Wo bist Du eigentlich? Ich seh' Dich nicht . . .“

„Oh!“ schrie die Frau aus Njäsän schmerzlich auf. „Wohin reitet Dich denn der Teufel, Du Galgenstrick?“

„Schrei doch nicht . . . Es ist so dunkel hier . . .“

„So zünd' ein Streichholz an, Du Teufel!“

„Ich hab' keine Streichhölzer, Du Teufelin. Was ist schon groß dabei, wenn ich Dich mal kneife? Dein Mann ist ganz anders mit Dir umgesprungen! Hat Dich wohl gehörig verdroschen, wie?“

„Was geht's Dich an?“

„Na, ich möcht's eben wissen. Ein Frauchen wie Du . . .“

„Hör' mal . . . sah mich nicht an, sonst . . .“

„Was — sonst?“

Sie leisteten und stritten sich lange, immer böser klangen die kurzen, spizen Redensarten, mit denen sie sich bewarfen. Endlich rief die Frau mit halb erstickender Stimme:

„Ach, Du räudiger Hund . . . was fällt Dir ein? . . .“

Ein Ringen im Dunkeln begann, und ein Klatschen, wie von Schlägen, die auf etwas Weiches trafen, ließ sich vernehmen.

Konew sicherte lüthern, und die Frau aus Bensa sagte stammelnd:

„Laßt doch den Unfinn, schämt Euch was! . . .“

Ich zündete ein Streichholz an, ging zu ihnen hin und zog schweigend Konew von ihr weg. Er nahm es nicht weiter übel, sondern schien nur abgeläht; prustend und spudend sah er zu meinen Füßen und räsonnierte:

„Man erlaubt sich 'nen Spaß mit Dir, dumme Gans, und Du wirst gleich grobl! Als ob Du davon Schaden hättest! . . .“

„Hast Du Dein Teil bekommen, ja?“ lönte es ruhig aus der Ecke.

„Wenn weiter nichts ist! Die Lippe hast Du mir blutig geschlagen, weiter nichts . . .“

„Versuch's doch noch einmal — dann schlag' ich Dir auch den Schädel entzwei!“

„Schafsgeischt! Dummes Bauerntweibl! . . . Und auch Du,“ wandte er sich zu mir, „packt zu, wo es trifft, und schleppt mich fort . . . Den Hod hast Du mir zerrissen!“

„Du sollst niemanden beleidigen!“

„Sonderling Du — beleidigen! Ist denn das 'ne Beleidigung für ein Weib?“

Und mit zynischem Grinsen begann er zu erzählen, wie gut sich die Weiber aufs Sündigen verstehen, und wie geschickt sie ihre Männer betrügen.

„Schämt euch, ihr Botenreicher!“ nadelte die Frau aus Bensa verschlafen.

Jähnelmschend richtete der Quasche aus Bensa sich auf, sah den Kopf mit den Händen umfassend, da und sagte finster:

„Morgen geh ich fort . . . noch Pause will ich! . . . O Gott, wie zuwider ist mir das alles . . .“

Dann warf er sich wieder auf sein Lager, als hätte ihn ein Schlag auf den Kopf getroffen.

„Ein zu dummer Kerl!“ sagte Konew.

Im Dunkel erhob sich eine schwarze Gestalt und glitt geräuschlos, wie ein Fisch im Wasser, nach der Tür hin.

„Sie will wohl hinaus,“ meinte Konew. „Ein strammes Weibchen! Wärs Du nicht dazwischengelommen, ich hätt' sie, bei Gott, herumgekriegt!“

„Geh ihr doch nach, versuch's noch mal . . .“

„Nein,“ sagte er nach kurzer Ueberlegung. (Fortf. folgt.)

„Dort findet sie einen Knüttel, einen Ziegelstein oder sonst was und schlägt damit zu . . . Schadet nichts, ich komm schon noch ans Ziel . . . Hättest Dich nicht einmischen sollen . . . aus Reid hast Du's wohl getan . . .“

Er begann wieder mit seinem Glück bei den Weibern zu prohlen und verstummte dann plötzlich, als hätte er die Zunge verschluckt.

(Fortf. folgt.)

Kleines Feuilleton.

Der „Dirigentenfilm“. Als Knabe war ich außerordentlich naiv, so naiv, daß ich in jener Zeit manchen Gedanken gefaßt habe, der mir später wertvoll geworden ist. Wenn meine Eltern mit mir vor 30 Jahren Sonntags nach Panlow zu Lindner pilgerken oder nach Neu-Weihensee zu Sterneder, dann tauchte immer wieder das alte Problem in meinem kleinen Gehirn auf, das sich schließlich vor dem Militärorchester einmal in der Frage entlud: „Warum wackelt denn der eigentlich so mit dem Stod?“

Jetzt sind die Militärdirigenten in der Beziehung schon etwas kultivierter, sie wenden dem Publikum den Rücken zu und beschäftigen sich während des Spieles mitunter sogar mit dem Orchester. Damals aber präsentierten sich alle mit der medaillengeschmückten

Wurst dem Publikum und dirigierten in dieses hinein. Mir hat die Sache, offengestanden, nie sonderlich imponiert, weil ich jene Taktstockschwinger als Clowns empfand. Anders aber denken die Menschen- und kunstfreundlichen Kinogeschäftsleute, die kürzlich die Gesellschaft „Dirigentenfilm“ gründeten und mit ihrer neuen „Erfindung“ eine „große Sache“ entrierten wollen. Das soll so vor sich gehen: Dirigenten mit großem Namen dirigieren ein Stück und werden während des Spieles gefilmt. Der Film wird dann vorgeführt und gleichzeitig spielt das Orchester danach. Man wird also auf diese Weise des Vergnügens teilhaftig werden, in Gibraltar und Yokohama, auf den neuesten Ozeanriesen und in Dürichhude, im Feuerland und auf Kamtschatka zugleich Arthur Nikisch die Meute dirigieren sehen. „Se-ßen!“ — bitte sehr! — Ich sage „sehen“. Und das Orchester spielt dazu. Und Felix Weingartner, der in Berlin nicht dirigieren darf, wird dennoch dirigieren — natürlich im Film. — Das wäre ja ein ganz hübscher Scherz, wenn es bloß nicht zu sehr die Psychologie des Dr. Meschugge popularisierte, der in einem Berliner Cafe allabendlich seine Verrentungen macht und sich als Musikaffe produziert. Aber gerade diese Psychologie des Herrn Meschugge charakterisiert den Kulturstand unseres Publikums und seiner Geschäftshaber. Sie wollen den Mann dirigieren sehen! Ob er seinen Arm so oder so dreht, ob er dabei elegant oder lantig aussieht, ob er über dem Orchester liegt und sich aufregt, wie der lange Richard Strauß, oder ob er äußerlich in jedem Falle die Pose des Elegants bewahrt, wie Artur Nikisch, das ist die Hauptsache, darauf kommt es an!

Die Sache kann, wenn das blöde Geschäft — das die Leute mit dem „Dirigentenfilm“ machen wollen — etwas einschlagen sollte, ernstliche Folgen haben. Wenn man überall die großen Kanonen sehen kann, dann werden die kleinen fleißigen Bienen, die ihre unantastbaren Aufgaben recht und schlecht erfüllen, überflüssig. Das Orchester braucht ja keinen Dirigenten, es bezieht den Geist und die Werve von der Filmgesellschaft „Dirigentenfilm“ in Berlin! — Ich will der Gesellschaft einen Rat geben: An angehende Dirigenten könnte man stumme Orchesterfilme verkaufen. Ein neues Geschäft! Und das Ganze geht noch über Reinhardt, denn dessen Künstler spielen höchstens an fünf verschiedenen Orten Europas zugleich; der Dirigentenfilm aber kann sich an tausend, zweitausend, ja, wenn sich genug Dummheit finden, an zehntausend Stellen zugleich ausbreiten!

Ich bin sehr davon überzeugt, daß die meisten Gesellschaftler des „Dirigentenfilms“ an ihre Sache glauben und meinen; sie hätten der Welt etwas unendlich Wertvolles. Sie wissen nichts davon, daß der Dirigent nur als Persönlichkeit wirkt, dessen lebendige Ausstrahlung den Zauber bewirkt. Herr Friedrich Wilhelm Schütz vor dem Philharmonischen Orchester gibt unbedingt ein Unglück. Nikisch elektrifiziert die Schar zu den höchsten künstlerischen Leistungen. Der Mann ohne sich selbst würde lächerlich wirken. Hoffentlich weiß er das und schneit den Kurbelmann mit samt seinem Rasten die Treppe hinunter.

F. L.

Der Verfasser irtet sich in der guten Meinung, die er von unseren führenden Kapellmeistern hat. Bereits haben Nikisch und Weingartner lobende Gutachten erteilt; wahrscheinlich sind sie auch bereits auserselben, als Dirigenten gefilmt zu werden. Genau so wie unsere Dramatiker werden sie den Lodungen des Filmkapitals folgen — zum Schaden der Kunst und — ihrer selbst. Sehr beachtenswert ist übrigens, was einer unserer besten Musikreifer, Prof. Karl Krebs, zum gleichen Thema im roten „Tag“ anführt. Er schreibt da u. a.:

„Worin besteht denn die Tätigkeit des Dirigenten? Doch nicht darin, daß er sich vor das Orchester hinstellt und den Takt schlägt, sondern hauptsächlich in der Erziehung, die er während der Proben ausübt. Da muß eine Instrumentengruppe abgedämpft, die andere verstärkt werden, hier muß ein Instrument, das etwas Charakteristisches zu sagen hat, heranstreten, ein anderes muß sich unterordnen; kurz; das ganze komplizierte Spiel der Nuancen und Farben, das dem Orchester erst den künstlerischen Reiz gibt, wird in den Proben ausgearbeitet, und das kann nur geschehen durch die lebendige Persönlichkeit des Kapellmeisters, nicht durch sein Schattenbild. Der Filmdirigent kann nicht unterbrechen, kann nicht reden, um seine Absichten klarzumachen; er kann nur den Takt schlagen, unentwegt, gleichviel, ob die Musiker ihm folgen oder nicht. Jedem Zufall gegenüber — und wie viele Zufälle gibt es beim Konzertieren! — ist er hilflos; ob ein Einsatz verpaßt wird, ob er zu früh erfolgt — der Schattendirigent tastiert geruhig weiter, unbedunnt darum, ob etwa im Orchester ein geräuschliches Durcheinander herrscht oder ob alles glatt geht.“

Ihm fehlt natürlich auch die suggestive Macht, die der leidhaftige Kapellmeister auf seine Musiker ausübt; ein Bild, ein Zucken des Gesichts, ein aufmunterndes Nicken, eine abmahnende Handbewegung können Wunder wirken, denn immer ist die Situation ja eine andere: ein Orchester, das in der Probe frisch und lebendig spielte, kann bei der Aufführung müde sein und der Anfeuerung bedürfen, und umgekehrt. Der Filmdirigent aber schlägt gleichmäßig seinen Takt, heute wie morgen. Ebenso fehlen ihm die hundert kleinen Abweichungen, die den Vorleser eines Dirigierkünstlers, auch wenn man ein Stück schon oft von ihm gehört hat, immer aufs neue interessant erscheinen lassen — gerade wie beim Klavier-, Violin- und Gesangskünstler. So wenig die Pianoforte oder das

Mignonklavier jemals werden den künstlerischen Klavierspieler ersetzen können, so wenig oder noch viel weniger ist es möglich, daß der Filmdirigent an die Stelle des lebendigen Kapellmeisters treten kann, denn bei ihm ist der Geist ausgeschaltet, die Tätigkeit mechanisiert, und alles Mechanisierte ist unkünstlerisch.“

Sprachkundliches.

Das Cape. Zur neuesten Mode. Eine capa, einen langen Mantel trug der heilige Martin, der einstige Bischof von Tours. Diese capa wurde von den merovingischen Königen als Palladium in einem kleinen Bethause in Paris gehalten; das Bethaus erhielt davon den Namen capellum und seitdem nennt man alle kleinen Kirchen und die Nebenträume von großen Kirchen Kapellen. In den Kapellen fanden die geistlichen Musikaufführungen statt; man nannte einen geistlichen Musiker eine capella, und wir haben heute unzählige sehr weltliche Kapellen und Kapellmeister, ja sogar verklärte Kapellmeister à la Dr. Meschugge.

Eine capa, französisch caps, trug ein späterer Vatenabt des von dem heiligen Martin gegründeten Klosters von Tours namens Hugo; er wurde König von Frankreich, erhielt von der capa den Namen Hugo Capet und wurde der Stammvater der Capetinger. Die französische caps wanderte nach England, wo sie sich eine Veränderung und gleichzeitig eine lautliche Veränderung ihres Namens caps (sprich läp) gefallen lassen mußte. Aus England kam das Cape zu uns und wurde hier ein beliebtes Kleidungsstück des Touristen, des Offiziers usw. Auch die Damen trugen es früher bei uns; vor noch nicht langer Zeit galt aber eine Frau, die sich ein Cape umhing, als allfränkisch. Heute tragen es die Damen als neueste Modeschöpfung.

Es ist ein interessanter Weg, der von der capa des heiligen Martin auf der einen Seite zur Kapelle sowie zum Kapellmeister und auf der anderen Seite zum Cape der heutigen Modedame führt. Es handelt sich hier keineswegs um eine phantastische Komposition von ähnlich klingenden Namen, sondern der kulturgeschichtliche und sprachliche Zusammenhang ist tatsächlich so, wie er hier kurz dargestellt wurde und wie er schon längst durch die gelehrte Forschung festgestellt werden konnte.

Englisches.

Vorbeugung der Schwerhörigkeit. Prof. G. Mund schreibt im „Naturarzt“: Es ist sehr traurig, aber wahr, daß es gegenwärtig in Deutschland ungefähr 4000 taubstumme Kinder; und in Preußen allein 215 Tauchstummblinde gibt. Daher sollten die Eltern oder Pfleger verstehen, die ersten krankhaften Erscheinungen als solche zu erkennen und sie mit Hilfe sachverständigen, ärztlichen Rates zu beseitigen. Vor allem andern ist Skrofulus befallener Kindern ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Sie leiden oft an chronischem Schnupfen; an Stocknupfen, der oft die Ursache späterer Schwerhörigkeit ist. Pflanzt sich nämlich der Skararrh auf die eustachische Ohrtrompete fort, so entstehen zuerst leichte Schmerzen im Ohr, verbunden mit Ohrenlaufen, und später Schwerhörigkeit. Ich habe im Laufe vieler Jahre oft Gelegenheit gehabt, Kinder zu beobachten, die Tag und Nacht den Mund offen halten, weil sie durch die Nase nicht atmen konnten. Diese Kinder wurden dann oft, wenn nichts gegen das Uebel geschah, schwerhörig und auch gedächtnisschwach. Folglich hat man bei Kindern, die beständig mit offenem Munde atmen, sachverständigen naturärztlichen Rat einzuholen. Aus einem unbedächtigsten Mittelohrskararrh kann ebenfalls Schwerhörigkeit entstehen. Er bildet sich meist durch Erfüllung oder nach langem Sigen mit nassem Fähen. Schließlich sei noch bemerkt, daß auch durch verhärtetes Ohrenschmalz Schwerhörigkeit entsteht. Es läßt sich aber leicht beseitigen, wenn man einige Male angewärmtes, reines Olivenöl in das Ohr tröpfeln läßt und es nachher vorsichtig mit Verbandmull, der zu einem Kollchen gedreht ist, reinigt.

Die bakterientötende Wirkung des Linoleums. Bei Keimgehaltbestimmungen an Stein, Holz, Porzellan, Glas usw. fällt es auf, wie oft sie steril (ohne Bakterienkeime) befunden werden. Die „Umschau“ faßt die neueren Untersuchungen darüber zusammen: Schon vor Jahren wurde vom Geheimrat E. Fischer die Beobachtung gemacht, daß auf gewissen Baumaterialien Krankheitserreger rasch zugrunde gehen. V. Vitter zeigte, daß die widerstandsfähigen Staphylokokken auf Linoleum innerhalb eines Tages zugrunde gingen. Jacobitz hat schon 1901 dargetan, daß die keimtötende Wirkung der vielbesprochenen „desinfizierenden Wandanstriche“ auf der gemischten Wirkung des als Wundmittel benutzten Leinöls beruht. Da das Linoleum im wesentlichen aus Kork und sehr viel Leinöl besteht, so kann sein Desinfektionsvermögen nicht wundernehmen. Allein bei den desinfizierenden Wandanstrichen nimmt die Desinfektionswirkung schon nach wenigen Monaten ab, weil das Leinöl eintrocknet, während Linoleum dauernd wirkt. Linoleum ist also eine Fußbodenbelaubung, die die große Zahl der hauptsächlich mit dem Schuhwerk daraufgebrachten Keimwesen dauernd zu vernichten imstande ist. Durch öfteres Anfeuchten wird diese Vernichtung noch beschleunigt. Auf einem Linoleumfußboden, der jeden Tag feucht aufgewischt wird, finden daher die sporenbildenden Krankheitserreger sehr schnell ihren Untergang. Die bakterientötende Wirkung des Linoleums kommt nach F. Frey wahrscheinlich gewissen gemischten Gruppen im Leinöl zu.